

Manfred Bierwisch

## Wortstruktur und Universalgrammatik



Geboren 1930 in Halle an der Saale. Studium der Germanistik an der Universität Leipzig zwischen 1951 und 1956, unterbrochen von zehn Monaten Strafhaft wegen „Boykotthetze gegen demokratische Personen und Einrichtungen“. Nach dem Staatsexamen wissenschaftlicher Assistent am Institut für deutsche Sprache und Literatur an der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin; 1961 Promotion zum [Dr. phil. an](#) der Universität Leipzig. Anschließend wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Akademie der Wissenschaften, wo er 1980 Leiter der Forschungsgruppe „Kognitive Linguistik“ am Zentralinstitut für Sprachwissenschaft wurde und 1981 den Grad des Dr. sc. erwarb. Im selben Jahr war er Fellow am *Center for Advanced Study in the Behavioral Sciences* in Stanford. Seit 1984 Professor an der Akademie der Wissenschaften der DDR, 1985 Auswärtiges Wissenschaftliches Mitglied am Max-Planck-Institut für Psycholinguistik in Nijmegen (wo er schon 1979 Gast gewesen war). — Adresse: Max-Planck-Arbeitsgruppe für Strukturelle Grammatik, Prenzlauer Promenade 149-152, 1100 Berlin.

Das Vorhaben, mit dem Paul Kiparsky, Dieter Wunderlich und ich in der anregenden Ruhe des Wissenschaftskollegs zusammengekommen sind, hat von der Atmosphäre des Kollegs, seinem stimulierenden Komfort ebenso sehr profitiert wie es von den „Folgen der unerhörten Begebenheit“ geprägt wurde, die nirgendwo greifbarer sind als in Berlin und nicht nur mich immer wieder eingeholt haben.

„Wir haben uns übernommen“ lautete der Titel eines Ostberliner Kabarettprogramms, der die Ambivalenz des Zeitgeschehens, der auch im Wissenschaftskolleg nicht zu entkommen war, auf eine Weise benennt, die zugleich die Problematik illustriert, mit der wir uns scheinbar esoterisch und jedenfalls streng linguistisch befaßt haben. Der doppelte Boden des Titels kommt nämlich durch versteckte, aber reguläre Bedingungen der Grammatik zustande: Die zweite (oder die erste?) Lesart des Titels verwendet das Wort „uns“ als absolutes Reflexivpronomen, sie beruht auf

dem Verb „sich übernehmen“, das nur vortäuscht, mit dem Verb „jemanden übernehmen“ der zweiten Lesart identisch zu sein. Ich stelle die Probleme des Übernehmens zunächst zurück und erläutere unser Forschungsvorhaben.

## 1. Wortstruktur, Syntax und Semantik

Was das Funktionieren des erwähnten Kabarett-Titels illustriert, ist die in der neueren Linguistik in den Mittelpunkt gerückte Tatsache, daß Sätze mehr sind als Folgen von Wörtern, daß sie unsichtbare, aber für das Verstehen entscheidende Strukturen aufweisen — in unserem Beispiel zwei miteinander konkurrierende. Vieles an diesen Strukturen ist gut bekannt und systematisch erklärt, wir können es in Computerprogrammen nachvollziehen. Was uns beschäftigt hat, ist die Frage, wie weit und auf welche Weise die Strukturen von Sätzen sich aus den Eigenschaften der Wörter ergeben, welche Strukturen die Wörter aufweisen müssen und durch welche Prinzipien daraus die Struktur komplexer Ausdrücke und ganzer Sätze hervorgeht. Wie unterscheiden sich zum Beispiel die beiden Verwendungen von „übernehmen“?

Die Einsicht, die unserer Arbeit zugrundeliegt, ist die Feststellung, daß Verben — aber auch andere Wörter — eine sogenannte Argumentstruktur aufweisen. Damit ist die Information gemeint, aus der sich ergibt, mit welchen Ergänzungen oder Bestimmungsstücken ein Wort verbunden werden kann oder muß und wie diese Verbindung sich für die Struktur des Ganzen auswirkt. Diese Information, das ist nicht schwer zu erkennen, hängt mit der Bedeutung der Wörter, ihrer Semantischen Form, zusammen, und sie bestimmt ihr syntaktisches Verhalten, ihren Beitrag zur Form der Sätze. Die Argumentstruktur ist das Scharnier oder die Schnittstelle zwischen dem semantischen Gehalt und der syntaktischen Funktion der Wörter. Im Fall „übernehmen“ sind formal zwei Argumentstellen da, eine für den Übernehmenden, eine für den oder das Übernommene. In der zweiten Bedeutung des Verbs ist aber das Übernommene in der allgemeinen Bedingung „zu viel“ bereits enthalten, es kann nicht mehr als wirkliche Ergänzung hinzugefügt werden, und da fügt die Grammatik des Deutschen einen Lückenbüßer ein, ein unechtes Argument in Form des Reflexivpronomens in „sich übernehmen“. Das hat allerlei weitere Konsequenzen. So kann z. B. zu dem Satz „Jemand übernimmt etwas“ ein Passiv „Etwas wird übernommen“ gebildet werden, aber nicht zu „Jemand hat sich übernommen“ ein Passiv „Sich ist übernommen worden“.

Unser zentrales Thema war nun das Problem, welche Festlegungen die

Prinzipien, die dem Aufbau natürlicher Sprachen zugrundeliegen, für die Information in der Argumentstruktur von Wörtern erlauben und verlangen, welche Voraussetzungen und Auswirkungen dieser Festlegungen haben, wie sich verschiedene Sprachen in dieser Hinsicht unterscheiden können und wie diese Festlegungen mit anderen Erscheinungen, vor allem der Flexion der Wörter und den formalen Eigenschaften der Ergänzungen zusammenwirken. Ein wichtiger Befund ist die Tatsache, daß eine ganze Reihe systematischer Abhängigkeiten zwischen den einzelnen Bedingungen bestehen, die innerhalb einzelner Sprachen, aber auch im Vergleich zwischen verschiedenen Sprachen den Variationsspielraum strukturieren und begrenzen. Von verschiedenen Erfahrungen und Fragestellungen im einzelnen ausgehend sind wir dabei zu einigen gemeinsamen Annahmen gelangt, die uns aufschlußreich scheinen für die Organisationsform natürlicher Sprachen und das Zusammenspiel morphologischer, syntaktischer und semantischer Faktoren, das den Aufbau lexikalischen Wissens bestimmt. Neben der Präzisierung des Grundgedankens, mit dem ich in unsere gemeinsame Arbeit gegangen war —, daß nämlich die hierarchischen Abhängigkeiten innerhalb der Wortbedeutung auch die Rangordnung der syntaktischen Argumente steuert —, war das wichtigste Ergebnis für mich die Einsicht, daß dabei kompliziertere morphologische und syntaktische Vermittlungen auftreten, als zunächst angenommen.

Dies im einzelnen zu erläutern, verlangt mehr spezielle Details als hier am Platze sind; einen kleinen Ausschnitt der Problematik illustriert das Nebeneinander von Konstruktionen wie „Das gefällt ihm nicht“ und „Das schätzt er nicht“, die in der Bedeutung sehr ähnlich sind, ihre Argumente aber grammatisch ganz verschieden realisieren. Dabei geht es weniger um die scheinbare Zufälligkeit, die einmal das Dativobjekt „ihm“ und einmal das Subjekt „er“ für die gleiche Rolle verlangt, als um den Rahmen, der diese Zufälligkeit möglich macht, aber auch begrenzt. Diesen Rahmen so zu bestimmen, daß in ihm die Variationen Platz finden, die nicht nur in einer Sprache auftreten, sondern Sprachen unterschiedlicher Struktur ausmachen, daß aber gleichwohl ordnende Prinzipien erkennbar werden, die diese Mannigfaltigkeit von bloßem Zufall unterscheiden, ist die interessante Herausforderung, die mit der angedeuteten Einsicht verbunden ist. Dieser ordnende Rahmen, die sogenannte Universalgrammatik, ist das eigentliche Ziel, um das es in der theoretischen Linguistik geht und dem auch unser Vorhaben verpflichtet war.

Die allgemeinen Annahmen, die wir in diesem Sinn als tragfähig befunden haben, und die unterschiedlichen Erscheinungen, für die wir im einzelnen Analysen und Erklärungen gefunden zu haben meinen, werden in einem Band zu finden sein, in dem wir den Ertrag unserer gemeinsamen Bemühungen und unsere speziellen Ergebnisse vorstellen werden.

## 2. Universalgrammatik und biologische Grundlagen der Sprache

Das Konzept der Universalgrammatik hat nicht nur eine lange Tradition in der Philosophie und Theorie der natürlichen Sprache, an die die theoretische Linguistik anknüpft, es ist auch von zentraler Bedeutung für das Verständnis der Bedingungen, die den Spracherwerb steuern, für die Prozesse und Mechanismen, die das Verstehen und Hervorbringen sprachlicher Äußerungen ausmachen, und damit schließlich für die Frage, wie die Sprachfähigkeit und die Sprachkenntnis im menschlichen Gehirn realisiert ist. Eine bedeutsame, aber nicht unumstrittene Annahme vieler Linguisten geht dahin, daß die Prinzipien der Universalgrammatik die für den Menschen charakteristische, in der Phylogenese entstandene Sprachfähigkeit und somit einen Teil der Erbanlagen der Spezies ausmachen.

Im Blick auf diesen weiterreichenden Hintergrund unserer Thematik war es eine willkommene und interessante Ergänzung unseres Vorhabens, daß das Wissenschaftskolleg uns die Möglichkeit bot, in einem zweitägigen Seminar mit Biologen, Verhaltensphysiologen, Neurokybernetikern, Psycholinguisten und Linguisten die Fragen und Ideen zu diskutieren, die die verschiedenen Disziplinen zu diesem Themenkomplex derzeit bewegen. Die erste, keineswegs triviale Feststellung war die, daß ein gemeinsames Problemverständnis die verschiedenen Zugangsweisen und Forschungsfelder zusammenzuführen beginnt. Die aus den linguistischen Analysen entspringende Frage: „Haben die charakteristischen Spielräume und Grenzen sprachlicher Strukturbildung eine biologische Grundlage?“ gewinnt dabei mehrere Aspekte. Zu fragen ist einerseits „Wie können wir uns diese Grundlage vorstellen aufgrund der erlangten Einsicht in Strukturen und Mechanismen des Gehirns?“, und andererseits: „Welche Voraussetzungen und Bedingungen können die genetische Basis solcher Strukturen als Folge ihrer Verhaltenswirksamkeit entstehen lassen?“ Wege zur Konkretisierung der ersten Frage hat Valentin Braitenberg diskutiert, die Vielfalt der Zusammenhänge der zweiten Frage hat Werner Wickler eindrucklich vor Augen geführt. Zusammen mit den neuropsychologischen und linguistischen Aspekten ergab dies die zweite Feststellung, daß zu einer ernstlichen Antwort noch entscheidende Fragen offen sind. Dies war kein überraschendes Ergebnis, bemerkenswert war vielmehr die Tatsache, daß Denkmodelle erkennbar wurden, anhand deren nach den ausstehenden Verbindungsstücken zu suchen ist.

Das Seminar war nicht auf ein festschreibbares Ergebnis angelegt, es hat aber Anregungen vermittelt, die weiter verfolgt werden sollen und auch

schon verfolgt worden sind. Vielleicht wird das Wissenschaftskolleg der Platz weiterer Explorationen in diesem Gebiet sein.

### 3. Einige Auswirkungen der „unerhörten Begebenheit“

Ich komme zu den eingangs erwähnten Umständen zurück, die zumal meinem Aufenthalt am Kolleg einen nicht vorhergesehenen Stempel aufgeprägt haben. Die Einladung ans Wissenschaftskolleg erreichte 1989 einen Ostberliner DDR-Bürger, Fellow des Kollegs aber war ein in die Folgen der Vereinigung verwickelter Neu-Bundesbürger. Die mannigfachen Einzelheiten dieser Veränderungen, die nicht in der Form eines Sabbaticals zurückgelassen werden können, sind hier nicht zu beschreiben. Immerhin habe ich das akademische Jahr angetreten als Mitarbeiter der zur Abwicklung anstehenden Akademie der Wissenschaften der DDR und beendet als Leiter einer Max-Planck-Arbeitsgruppe an der Humboldt-Universität, die mit dem Kalenderjahr 1992 formell in Leben getreten ist. Nicht nur zu kommentieren waren in dieser ganz und gar ungewöhnlichen Periode die Vorgänge, die frivol und korrekt beschrieben sind mit der Feststellung, daß wir uns übernommen haben. In den vorliegenden Arbeitsbericht aber gehört ein besonders gelungener Aspekt dieser Übernahme, der zum unvorhergesehenen Bestandteil unseres geplanten Arbeitsvorhabens und zugleich zu einem Stück weiterführendem Neubeginn geworden ist.

Die Tatsache, daß das Haus im Grunewald zwei profilierte Fachkollegen beherbergte und daß die Umgestaltung der Forschungsgruppe der Akademie der Wissenschaften in eine Max-Planck-Arbeitsgruppe in eben diesen Zeitraum fiel, hat mit Zustimmung und Unterstützung aller Beteiligten zu einer Arbeitsform geführt, für die das Wissenschaftskolleg eine einzigartige Gelegenheit bot. In einem wöchentlich abgehaltenen gemeinsamen Seminar haben wir nicht nur spezielle Themen unseres Forschungsprogramms diskutiert, sondern zugleich das Profil der neu etablierten Arbeitsgruppe geprägt. Eine anregendere Form, die Übernahme der eigenen Angelegenheiten zu vollziehen, ist kaum denkbar. Die im Seminarraum unterm Dach der Weißen Villa ausgetragenen Diskussionen sind zum stabilen, über das Jahr im Wissenschaftskolleg hinauswirkenden Bestandteil der neuen Arbeitsgruppe geworden. Möglich war diese aus den Umständen geborene Arbeitsform dank der offenen Flexibilität und Gastlichkeit, die zum Charakter des Wissenschaftskollegs gehören.

Nicht alle Folgen der Vereinigung, die das akademische Jahr begleitet haben, konnten von dergestalt reibungsloser Produktivität sein, manches stand den Intentionen des *Institute for Advanced Study* entgegen. Ein so

nicht beabsichtigter, aber gerade darum entscheidender Effekt der Umstände für mich war dabei, daß ich die beiden Städte Berlin wieder zu einem Erfahrungsbereich zusammenfügen konnte. Ich habe dem Wissenschaftskolleg für eins der in vieler Hinsicht bedeutsamsten Jahre zu danken.